

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schlang, Wilhelm: Der Zug ins Feindesland. Ein Erinnerungsblatt

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Halt!“ rief auf einmal der Hinkende und der Schalk blinzte ihm aus den Augen, als er die rechte Hand gebieterisch auf die blecherne Büchse legte. „Damit auch das Leivliche mit dem Geistigen nicht zu kurz komme, mag ein kleiner Abzug an der Stiftung gewährt sein; aber nur soviel, als ein Do pelliter wert ist.“

Jetzt kam auch des Löwenwirts Herz zu Tag, und es war lauter wie sein Wein: „Den Doppelliter soll mein Keller freiwillig geben. Hab' ich nicht einen Buben und eine Schwiegertochter in Amerika drüben, in Arkansas, und sie haben sich deutsch gehalten! Ich tu's nicht anders; wir wollen dem Verein die ganze Summ' stiften auf Heller und Pfennig!“

Da gab der Hinkende die Blechbüchse frei und lustig kurrten zur gleichen Minute die Spielgelder auf den Tisch, unterschiedliches Alter und Gepräg' und nicht ein einziger Hosentopf darunter. Und es waren, als der Mammon in zusammengehörigen Trüpplein wie zur Parade aufgestellt war, 137 Mark und 85 Pfennige.

„Peter Hitz,“ sagte der Hinkende, „habt Ihr schon einmal von der Frankfurter Börse gehört? Da fehlt Ihr ein getreulich Abbild davon.“ Darauf läßt sich der Hinkende vom Löwenwirt einen Briefbogen und Tinte liefern; es wird eine ordentliche Verschreibung an den Deutschhumsverein in Berlin-West 62, Kürfürnenstraße 105, gemacht und die Regelbrüder samt dem Hinkenden setzen ihre Namen drunter. Damit war aber die Sitzung nicht beschlossen, und da des Löwenwirts Aker nicht von sich gesagt haben will, daß er seine Getreuen zu vorgerückter Zeit ohne Gejang entläßt, so mußte sich der Schulgewaltige ans Klavier setzen und, weiß Gott, die ganze Gesellschaft stimmte das Lied an: „Deutschland, Deutschland über alles!“ . . . wobei aber die Eintracht der Herzen vollkommener war als die der Stimmen.

Als die Dorfuh die zwölfte Stunde anschlug, hob der Hinkende die vaterländische Versammlung auf — sonst hätte der Nachwächter es getan. Wie er an seiner Tür angelangt war, sagte er zum Lehrer, der sich von ihm verabschiedete: „Meister! Euerm demnächstigen Vortrag über die Auslandsdeutschen laßt ein gutes Wort mitgeben von einem kernhaften Landsmann, dem Heinrich Treitschke: „Die Zukunft unsres Volkes hängt am letzten Ende davon ab, wieviele Menschen auf der Erde deutsch sprechen werden.“

Es war aber ein mondhellere Abend und der Hinkende tat einen Blick hinaus, der wie in eine weite, weite Ferne ging. Dann schritt er, trotz Stiefel und Elferwein, grad und aufrecht ins Haus.

Wilhelm Schlang.

Stets Neues treiben und erfassen,
Wovon am Ende nichts gerät,
Das heißt, die Ernten faulen lassen,
Indem man sät und sät und sät.

Freida Schanz.

Der Zug ins Feindesland.

Ein Erinnerungsblatt von Wilh. Schlang (Freiburg).

Wenn der geneigte Leser einen aus der Mode gekommenen Hausrat daſehen hat und ihn mit vieler Sorgfalt aufpoliert, so ist ihm dieses Stück aus Großväterzeit wie neu, und er hat eine Freude dran. Also soll derselbige Leser nicht schelten, wenn er sein gutes Geld für einen neuen Kalender ausgibt und es werden ihm etliche Mtertümer aufgefrißt. Es geschieht mit gütiger Erlaubnis, weil die Erinnerungen sozusagen in der Luft liegen, und weil die Dinge, von denen heut jeder spricht, an die Jugendtage des Lehrer Hinkenden geknüpft sind. Denn er hat damals schon gelebt, im dreizehnten Jahre, und hat dann und wann ein Wörtlein verlauten lassen zu den Begebnissen, die ihm nun wieder so klar vor's Auge treten, als sei alles vorgestern gewesen oder gestern. Ja, die Erinnerungen liegen in der Luft, und wenn einer sein Leibblatt aufschlägt, so steht sicher was von 1813 und 14 drin. Er genießt die Jahrhundertbetrachtungen mit dem Morgentaffee, mit der Mittags- und Abendsuppe, und Namen wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Arndt u. s. w. werden ihm so geläufig wie eine Partie Sechshundsechzig. Da wirft sich der Vaterlandsfreund denn gehörig in die Brust, daß es eigentlich das Volk war, der Bürger und Bauer, der das große Befreiungswerk vollbracht, so daß selbst die zaudernden Throne mitgerissen wurden. Das Volk, nicht die preußischen Junker! Denn wenn wir auch rühmen wollen, daß Söhne des Adelsstandes von gewähltester Bildung als Gemeine Waffendienst taten, so ist doch etwas dran an den Worten eines tapfern Mitkämpfers und Mitkämpfers jener ewig denkwürdigen Tage: die Tugend sei damals bei vielen der Hochgeborenen so sehr in Baumwolle gewickelt gewesen, daß sie selten zur Tätigkeit kommen konnte. Der also schrieb, heißt Boyen und war preußischer General. Hatte er nicht mit angesehen, wieviel gute Anwälte der Napoleon in Berlin besaß — nicht französische, sondern deutsche? War er nicht grollender Zeuge, als die preußische Junkerpartei das Steinsche Werk der Bürger- und Bauernbefreiung zu untergraben strebte? Ward er nicht unter der Schar der Führer gefunden, als endlich im Frühjahr 1813 nach ungeheuren Demütigungen der Kampf um Freiheit und Menschenwürde losbrach?

Daß der große Krieg eine Angelegenheit des Volkes war, wollen wir auch im Kalender noch einmal kräftig hervortreten. Wäre es nach den verkücherten Hofmännern in Berlin und Wien gegangen, wer weiß, ob die verbündeten Heere nach der siegreichen Schlacht von Leipzig weiter als bis zum Rhein vorgeedrungen wären! Denn die Fürsten und Fürstentöte, versammelt zu Frankfurt, der alten Reichsstadt, guckten nach dem großen Wasser hinüber und wußten nicht, was damit anfangen. Über den Rhein gehen? fragte der König von Preußen ganz verwundert, das sei doch nicht ausgemacht gewesen!

Ferner bilde der Rhein einen von Gott gemachten Abschnitt, vor dem man stehen bleiben müsse. Und überhaupt, was uns denn die Leute auf dem andern Ufer angingen? Dasselbe meinte der General Knesebek auch: man solle erst einmal gehörig essen, trinken und ausschlafen, worauf sich schon zeigen werde, ob der Napoleon nach den Schlägen, so er bei Leipzig bekommen, überhaupt wieder Händel anfangen. Die Russen wollten heim zu ihrem Wutki; die Oesterreicher verspürten ein seltsames Jucken in den Beinen, denn es war die Zeit, wo in Wien die großen Tanzereien losgehn. Bei den Entschlossenen stand es von vornherein fest: hatten Moskau und Leipzig den Helden des Jahrhunderts nicht zu demütigen vermocht, so mußte er auf demjenigen Boden getroffen werden, aus dem er immer wieder seine Kraft zog, nämlich im Frankenland selber. Aber umsonst, daß der

auf 14, als unser Blücher mit der preußisch-russischen Armee über den Strom setzte und zu seinen Getreuesten sagte: „Nun, Ihr alten Pommern, jetzt sollt Ihr französisch lernen!“ Zweihundert brandenburgische Füsilier waren zuerst in die Rähne gestiegen. Freudengeschrei der jenseitigen Deutschen empfing am Morgen die Befreier. In jener Nacht aber schrieb Freiherr vom Stein aus Freiburg im Breisgau, wohin der Standort der verbündeten Herrscher verlegt worden: „In wenigen Stunden ist ein Jahr verflossen, das die größten Ereignisse der Weltgeschichte in sich faßte, das nach elf blutigen Schlachten Deutschland vom französischen Joch befreite; möge das folgende uns den Untergang des Tyrannen und das Wiederaufblühen eines glücklichen Vaterlandes herbeiführen und die Vorsehung so ihr Werk krönen. . .“



Blüchers Rheinübergang bei Caub.

wackere Arndt den Fürsten und Federfuchsern zu Frankfurt ins Gewissen redete: der Rhein muß Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sein, denn wenn Frankreich den Rhein behält, so behält es sein Übergewicht über Deutschland, ja über ganz Europa. Metternich, der die österreichischen Staatsgeschäfte leitete, hatte mit dem Friedenskaifer angehandelt. Die Waffen sollten schweigen, wenn es dem Korjen um einen ehelichen Frieden zu tun war. Es sollten ihm Belgien mit einem Teile von Holland, das linke Rheinufer bis hinauf an die Schweizergrenze, Italien samt Savoyen verbleiben. Aber Napoleons unerzättlicher Ehrgeiz sträubte sich gegen die Annahme solcher Bedingungen. Blücher, der „Marshall Vorwärts“, hatte die Narrenspößen der Diplomaten und Notenschmierer, wie er sich ausdrückte, nie leiden können. „Übern Rhein oder zur Ruhe!“ war die Losung des alten Haudegens, und so wurden denn Schwertgeklirr samt Geräusch der Heerhörner und Donnerbüchsen ins Feindesland getragen. Es war in der Neujahrsnacht von 1813

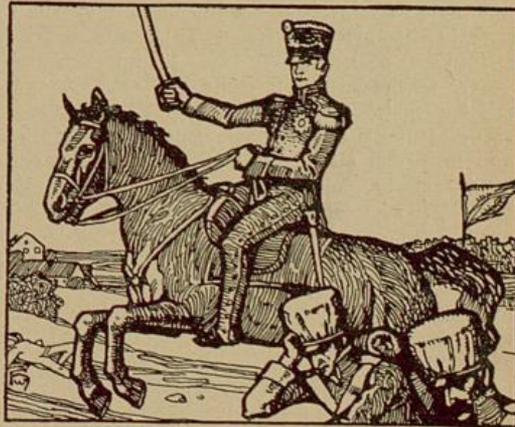
Es kann von einem Kalenderschreiber nicht verlangt werden, daß er eine kriegsgeschichtliche Abhandlung liefert oder gar tüftelig auseinandersetzt, wie die damaligen Kriegsführenden es hätten anfangen müssen, um schneller mit dem Herrn Napoleon fertig zu werden, der im Januar 1814 wieder ein Heer von etwa siebzigtausend Mann ins Feld stellen konnte. Der französische Volksgeist hatte sich noch einmal aufgerrast, aber es war jene Begeisterung nicht mehr, die den Unterleutnant von Lasfere auf den Thron Frankreichs gehoben. Da die Rheinbundstaaten racheinander von ihm abgefallen waren (sie hatten lange genug vor ihm den krummen Buckel gemacht!), da Murat, der saubere Herr Schwager und König beider Sizilien, von ihm abfiel, mochte dem Napoleon wohl ein Licht aufgehen, daß seine Macht dem Ende zuneige. Aber es ist das Verhängnis dieser Eroberer, auf der betretenen Bahn immer weiter gerissen zu werden. Bei Brienne, in der Champagne, wo Napoleon vor vielen Jahren fleißiger Kriegsschüler gewesen war, schien ihm noch einmal die Kriegs-

fortuna zu lächeln; aber schon am zweiten Tage danach setzte Blücher, wie der Zar nachher sagte, seinen bisherigen Siegen die Krone auf und rückte nun gegen die französische Hauptstadt vor. Denn Paris hatte er nicht aus dem Aug' verloren. Der Napoleon sei in allen Hauptstädten Europas gewesen; die Höflichkeit wolle, daß man den Besuch erwidere. Es sollte freilich eine umständliche und kostspielige Visite werden, denn da die Verbündeten ihre Streitmacht trennten, da ein „Marschall Rückwärts“, nämlich Oberfeldmarschall v. Schwarzenberg, für die habsburgische Friedenspolitik im Kriegsrat das große Wort führte und Blücher mit Truppennachschub im Stiche ließ, so erlitt unser Held an der Marne eine schwere Niederlage. In den ersten Februartagen — Blücher hatte sich von der Hauptarmee getrennt — war noch alles gut gegangen. General York, der einst in der Mühle bei Taurroggen den Anstoß zur Erhebung Preußens gab, hatte den Marschall Macdonald von Chalons vertrieben, und somit war außer einem wichtigen Stützpunkt die Straße nach Paris gewonnen. Auf dieser setzte Blüchers Armee ihren Zug fort, aber in vier Heersäulen, so daß es dem nachziehenden Napoleon möglich ward, jede einzelne derselben zu schlagen; am 14. Februar Blücher selbst. Bei Etoges erreichte die Gefahr ihre Spitze, da Blücher mit seinen Grenadiere plötzlich von weit überlegenen Reitermassen sich bedrängt sah und ein verlorener Mann gewesen wäre, hätten nicht gefällte Bajonette den Rückzug in den nahen Wald erstritten. Und während dies alles vor sich ging, stand Schwarzenbergs Heervolk untätig an der Seine und die Diplomaten spannen immer noch am Friedensfaden weiter. Das Angebot eines Waffenstillstands wies Napoleon jetzt mit gebührender Verachtung von sich. Der Riese fühlte mit der alten Kraft das gewohnte Glück wiederkehren, und war schon ihr Zurückgehen auf Chaumont für die Verbündeten schimpflich genug, so standen Ehre und Sicherheit vollends auf dem Spiel, wenn das bedrückte Landvolk sich gegen die Eindringlinge erhob.

Nun geschah es aber, daß der Preußenkönig und der Zar die weitere Entscheidung dem alten Blücher anvertrauten. Mit einem Schlag verwandelt sich das Kriegstheater. Unser Marschall Vorwärts zieht seine Heerhaufen zusammen, vereinigt sie mit den Truppen Büllows, die längst mit der Eroberung Hollands fertig geworden sind, und gibt bei Laon dem Feldzug für die Verbündeten die letzte entscheidende Wendung. Ende Februar hatte ihm Napoleon den Weg verlegt wollen; geschickt war Blücher ihm nach Norden ausgewichen. Am 9. März stießen die Truppen Napoleons zu denen seines Marschalls Marmont. Als die Nacht hereinbrach, lag dieser sorglos bei dem Dorfe Athis. Ein sternklarer Himmel breitete sich über Wald und Wiese, über Laon, die Felsenstadt. Um die zehnte Stunde schreckt kriegerisches Geräusch die französischen Vorposten von den Wachfeuern auf. In tausendstim-

migen Hurraruf mischt sich wildbrausender Trommelwirbel. Der grimme York hat einen Nachtangriff befohlen: preußisches Fußvolk, in dessen Ader das Blut der alten Cheruster fließt, ist mitten ins feindliche Lager eingedrungen; Zietens Reiterei erfasst den Gegner in Rücken und Flanke. Die nächtliche Dunkelheit erhöht das Grauen und in allgemeiner Flucht löst das Marmontsche Korps unter Verlust fast aller seiner Feldgeschütze sich auf. Napoleon will am 10. März die ungeheure Scharte wieder ausweichen, wird aber von Blücher zurückgeworfen und muß seinen Ansturm abermals mit Tausenden heldenmütiger Krieger bezahlen. Wie nun der Kaiser sich gegen die Armee Schwarzenbergs wendet, empfängt er auch da, am 21. März, bei Arcis an der Aube empfindliche Hiebe. Der Unbeugsame versucht es noch einmal mit seiner alten Feldherrnmeisterschaft. Er will durch kühne Umgehung seine Gegner im Marsche gen Paris aufhalten. Zu spät! Schon am 29. März, nach einer Reihe kleinerer und größerer Gefechte, ziehen Schwarzenbergs und Blüchers Truppenmassen um die französische Hauptstadt den eisernen Gürtel, und der nächste Tag führt den Schlusssatz dieses Krieges herbei.

Unser Blücher hat über eine Woche in der Krankenstube gelegen, durch ein Augenleiden und verdüsterte Gemütsstimmung gepeinigt. Als aber auch Schwarzenberg die Losung ausgibt: „Auf Paris!“ da entwindet sich Blücher der persönlichen Sorgen und nimmt an der Unternehmung vor Paris teil. Die Eroberung der Hauptstadt kostet Ströme edlen Heldenbluts. Ein Höhenzug, etwa hundert Meter über der Seine, umschließt als schützender Halbkreis die Stadt. Zäh verteidigen die Franzosen unter Marmont und Mortier ihre Stellungen von frühen Morgen des 30. März — bis gegen die vierte Abend-



Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, vor Paris.

stunde der letzte gewaltige Ansturm von Preußen und Russen unter Yorks Führung die mörderische Schlacht beendet. Unter den Verbündeten aber glänzte durch gleiche Tapferkeit ein siebzehnjähriger Hauptmann: Prinz Wilhelm von Preußen, der



Sturz der Vendômesäule zu Paris (1814).

nachmalige Kaiser, seit Bar-sur-Aube mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. Ein anderer Prinz Wilhelm befehligte den Anteil badischer Truppen an diesem Feldzug. Ihr rühmliches Verhalten an der Aube und am Montmartre war eine Art Sühne dafür, daß noch vor Leipzig des Hinkenden Landleute unter Napoleons Adlern gegen ihre deutschen Brüder getämpft hatten.

Am 31. März, um elf Uhr morgens, betraten die verbündeten Monarchen an der Spitze von 36 000 Mann den Schauplatz weltgeschichtlicher Entschlüssen und Verhängnisse: Paris. Das Volk aber, müd des ewigen Kriegs, jubelte den Fremden zu, wie es noch vor Jahresfrist seinem Kaiser und Abgott zugejauchzt hatte. Die meisten gebärdeten sich wie närrisch; man riß die Bildsäule Napoleons auf dem Vendômeplatz nieder, warf sich zu Füßen des Kaisers aller Kränze und küßte sein Gewand. Denn so sind die Franzosen; im Nu entzündet und erkaltet, wechseln sie ihre Abgötter noch schneller als ihre Moden. Der Velteroberer schien für immer abgetan — er, dessen Geist über seiner Zeit geschwebt hatte wie das majestätische Kreisen eines Mars.

Der Cäsar hat sich nach Fontainebleau zurückgezogen. Ihm blieb eine Streitkraft von nur etwa 10 000 Mann. Als aber nacheinander die letzten Heerführer vom Schicksal ihres Gömmers sich trennen, als die Behörden mit ihrer Losfagung sich beeilen, dankt Napoleon erst zugunsten seines einzigen Sohnes, sodann ohne Bedingung ab. Am 20. April versammelt der Soldatenkaiser im Hofe von Fontainebleau die treugebliebenen alten Garben um sich. Welch ein schmerzlich bedeutames, in der Weltgeschichte einzig dastehendes Abschiednehmen! Der Gewaltige, der selten auf die Stimme des Herzens gehört, spricht tiefbewegt zu einem Häuslein grauer Helden: „Meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen! Ich möchte Euch alle an meine Brust drücken; so laßt mich wenigstens Eure Fahne küssen.“ Und wie General Pelet den Adler senkt und der Kaiser die Fahne an seine Lippen drückt, hört man das Schluchzen der alten Kampfgenossen. „Lebt

wohl, Ihr meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in Eure Herzen dringen!“

Noch an demselben Tag wurde Napoleon von vier Offizieren der Verbündeten nach dem französischen Süden geleitet, denn er sollte künftig die Insel Elba als sein Fürstentum bewohnen, und es war ihm ein jährlicher Gnabengehalt von zwei Millionen Franken zugesprochen. Das Eiland selber, schon im Altertum wegen seines Erzeichtums berühmt, heute italienischer Besitz, damals noch französisch, liegt im Mittelländischen Meer unter freundlichem Himmel und ist kein übler Besitz für einen, der von großen Geschäften ausruhen soll. Auf der Reise dahin erfuhr Napoleon so recht den Wandel der Volksgunst. Mehr als einmal war der Flüchtling von der aufgeregten Menge bedroht. Eine lethaste Wirtin in der Provence sagte zu einem Gast, der die Kleidung eines englischen Obersten trug, man werde den Napoleon hoffentlich mit einem Stein am Halse im Meer ersaufen, allwo es am tiefsten ist. „Ohne Zweifel!“ erwiderte der Angeredete und es war der Napoleon selber, vor dem einst eine Welt gezittert und der nun zu seinem Schutze fremdes Gewand hatte anlegen müssen. Aber die redselige Provenzalin war nicht halb so schlimm als jener Wirtsohn aus der Gironde, namens Murat, den Napoleon zum Schwager und König von Neapel gemacht hatte und der nach des Helden Fall meinte: es ist an der Zeit, daß dieser Wüterich von der Herrscherliste gestrichen und eingesperrt wird, damit er in der Welt kein Unglück mehr anrichten kann. — So ward Napoleon für manche Uebelthat durch Unbank der Seinen bitter gestraft. Nur des Kaisers Lieblingschwester Pauline und seine Mutter, die stolze Korsin Mariia, blieben dem Entthronten auf Elba zur Seite.

Nach des Korien Achtung sollte das französische Volk wieder ein Oberhaupt erhalten. An der Spitze einer vorläufigen Regierung stand der schlaueste, aber auch räntevolteste Mann seines Zeitalters, Fürst Talleyrand, noch vor kurzem Napoleons Ratgeber. Mit großer Kunst betrieb er die Rückberufung des Hauses Bourbon, das zwei Jahrhunderte hindurch

Frankreich beherrscht hatte, bis ein irreführender Abkömmling auf dem Blutgerüst der Volkswut verfiel. Des Unglücklichen Bruder war es, den Talleyrand seinen Franzosen zum König bestimmte, ein Herr von milder Gesinnung und gesundem Menschenverstand, aber so schwach auf den Beinen, daß es uns nicht wundernehmen darf, wenn er sehr bald zwischen Noels- und Pfaffenpartei unschlüssig hin und her schwankte. Die verbündeten Herrscher zeigten sich der Wahl günstig. Denn nun sah alle Welt bezeugt, daß die französische Staatsumwälzung von 1789 wider die Vorsehung gewesen war. An demselben 3. Mai, da der geachtete Napoleon an der Insel Korsika vorüberfuhr, von der sein beispielloser Genius den Anfang genommen, hält Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Eine Unmenge kirchlicher Messen und Bußgänge, in ganz Frankreich für die Seelenruhe des sechzehnten Ludwig gehalten, weckten den Toten zwar nicht mehr auf, aber der alte Geist lief um so fühlbarer um.

Und hatte Napoleon eine überragende Natur unzählige Male zu Bösem mißbraucht, so ward durch die Zerstörung eingewurzelter Vorurteile und verrottenen Kastensystems doch manchem gesunden Fortschritt die Bahn freige-macht. Nun aber suchte eine kleinliche Natur verweilte Ordnungen wieder zu befestigen.

Doch es ist Zeit, daß wir uns nach dem Befinden der verbündeten Monarchen umsehen! Es geht den hohen Herren gut — leider nur zu gut! Da die Knechtschaft und Not von ihnen genommen, fallen die Kronenträger samt ihren Räten in den alten Eigennutz und das frühere Wohlleben zurück. Gneisenau äußert sich darüber mit der Erbitterung einer ehrlichen Soldatennatur: wie könne man nur Feste von denjenigen annehmen, die sich durch Raub und Erpressungen beschimpft haben? wie möge man auf vertrautem Fuße stehen zu Leuten, an denen das Blut ihres Königs und der Revolution noch klebt? Ähnlich fühlten Stein und Blücher. Der Marschall Vorwärts redete in seiner Erbitterung über die Staatsmänner auf gut deutsch von den „dreimal verfluchten Sicherheitskommissaren und Faultieren.“ Denn unter vergnüglicherem Zeitvertreib rückten die Friedensverhandlungen mit Frankreich nur langsam

vorwärts, und als man den Vertrag vom 30. Mai 1814 bei Licht beguckte, da war es eine Mißgeburt. Frankreich rettete aus dem Schacher um Staaten und Völker seinen Länderbestand in den Grenzen von 1792; es behielt Anteil an Rheinstrom und deutscher Erde. Später dann, nach zwei Monaten etwa, wollten die verbündeten Machthaber in Wien zusammentreten, um die eigenen Angelegenheiten zu ordnen, weil nämlich der einen Mißgeburt nicht genug war.

Man hatte also in Paris einen faulen Frieden gemacht; aber es war wenigstens ein Friede — oder wie jener sagte: besser eine Glah' als gar keine Haar! Die Völker atmeten auf, denn man durfte wieder auf eine Zeit hoffen, die nicht gewaltjam den Bruder vom Bruder, den Gatten von Weib und Kindern riß. Schwer hatte die Wucht des Kriegs auf Feindes- und Freundesland gelegen. Denn auch dies-seits des Rheinstroms hatte der Feldzug von 1814

schmerzhaft Spuren ge-graben. Viele Gemeinwesen litten schwer unter der Weg-führung von Menschenkräf-ten und Er-nährungsmit-teln, — am schwersten viel-leicht das schöne Freiburg, das vom Dezember 1813 an viele Wochen lang den Jaren, den Kaiser von Osterreich und den Preußen-



Napoleons Abschied von der Armee.

könig beherbergte und an manchen Tagen einer Völker-karte glich, da der fernste Osten und Norden Europas auf diesem Weg viele Tausende ins Innere Frank-reichs schickte. Auch auf deutschem Boden selbst herrschte noch an einigen Punkten der Krieg. Wurde doch Hamburg erst im Mai 1814 der französischen Tyrannei enthoben, die der unglücklichen Stadt viele Millionen erpreßt, Tausende aufrechter Bürger durch Vertreibung von Heim und Herd der Strenge des Winters preisgegeben hatte.

Wie es im Frühjahr 1814 drüben bei den Wel-schen aussah, kann der Leser sich leicht ausmalen. Wochenlang waren in vielen Dörfern des östlichen und nördlichen Frankreichs die Backöfen nimmer warm geworden; in den Städten standen die meisten Keller und Speicher ebenfalls leer. Zerförte Siede-lungen, zermühlte Fluren, gefüllte Spitäler bezeichneten den Weg der Heere. Als die Sieger um die Mai-mitte endlich heimwärts zogen, ließen sie ausgejogene Lande zurück. Und nun sollte hüben und drüben

wirklich die Ruhe einkehren? Der Bauer sollte wieder Acker und Nebberg bestellen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß ja doch der Krieg die künftigen Ernten aufzehre? Dem Bürger sollte vergönnt sein, unter unbedrohtem Dache seiner Familie und friedlichen Geschäften sich zu widmen? Das klang dem an Kanonendonner und Sturmgloden gewöhnten Ohr so lieblich, daß es fast gar nicht wahr sein konnte.

Die gekrönten Häupter befestigten den Glauben, daß die Kriegsflamme nun wirklich ausgebrannt sei. Kaiser Franz von Osterreich lustwandelte wieder in seinen Gärten zu Schönbrunn und dachte beim Gesang der Anseln und Nachtigallen darüber nach, wie herausfordernd sein Schwiegersohn, der Bonaparte, noch vor fünf Jahren in den Gemächern dieses Lustschlosses gewohnt hatte. Der Zar, der in Paris ein halber Franzos geworden war, und Preußens König machten sich in England gute Tage. Den Blücher hatten sie mitgenommen, und es muß erzählt werden, wie unsere Inselweibern mit dem alten Haubegen verfuhrten. Die Engländer, wie der Leser weiß, stehen nicht leicht für Fremdes in Flammen; sie kennen meist nur sich selber, also daß wir Deutschen, geborene Anbeter alles Ausländischen, von ihnen lernen sollten. Dem Blücher spannten sie, als er zur britischen Hauptstadt fuhr, die Rosse vom Wagen und trugen ihn unterm Jubelgeschrei des Volkes ins Schloß. Vom Hofe regnete es Brillanten und Ehren auf den Helden herab; man schleppte ihn von Festtafel zu Festtafel, und eine gelehrte Gesellschaft in Edinburgh nahm den Soldatenführer unter ihre Mitglieder auf, wiewohl unser Blücher, wenn er den Montmartre meinte, immer St. Martin sagte. Sogar Ehrendoktor ist der Held damals geworden; hierzu ernannte ihn die berühmte Hochschule von Oxford, worauf Blücher lachend sagte: „Na, wenn ich Doktor sein soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn der hat ja die Pillen gedreht.“

Vornehme Damen, wie die Wiberwölker nun einmal sind, küßten Blüchers Juwelenbesetzten Degen oder rissen sich um eine Feder von seinem Helmbüsch. Der Blücher, ob schon ein rauher Krieger, konnte (trotz seines geliebten Malchens daheim) ein recht galanter Mann sein. Also mußte sein Leibhüsar eine Menge schöner Helmbüsch auftreiben. Wie aber Blücher eines Morgens das Vorzimmer betritt, sieht er sich plötzlich von einer Schar von Frauenleuten umringt. „Die werden wir gleich draußen haben,“ denkt der Marschall Vorwärts, und ehe der aufmerksame Leser das geringste ahnt, sind Sturm und Angriff schon durch einen Kuß besiegelt. Aber anstatt zu fliehen, will nun jede von dem Schnauzbart geküßt sein, und der Leser, wenn er sich in eine solche Lage hineinndent, wäre auch kein Unmensch. Blücher hatte damals seine Siebzig auf dem Buckel, und wer will es den Weibern verdenken, wenn sie einen alten Helden, der nach Schießpulver riecht, lieber haben als einen jungen Fant, der nach Altknust schmeckt?

Uns aber ziemt es, den Kriegsmeister von der Raibach, von Leipzig und Laon in dankbar erstem

Andenken zu halten. Keiner hat wie er mit soviel Feuer und Nachhaltigkeit den Napoleon bekämpft; keiner aber auch sich so bescheiden hinter die Großthaten seines Heeres gestellt. Es geschah nur nach Schuldigkeit, wenn der Preußenkönig unsern Helden zum Fürsten von Wahlstatt ernannte. Wahlstatt aber, damit es der Leser weiß, heißt das Dorf in Schlessien, wo am 26. August 1813 Blücher den glorreichen Sieg an der Raibach erfocht. In Schlessien gewann Blücher dann auch eigene Scholle, da Friedrich Wilhelm ihm die Herrschaft Trebnitz als Geschenk zuwies.

Blüchers Rückkehr nach Deutschland gleich einem Triumphzug, so feierte das Volk seinen Lieblingshelden. Aber der Blücher hatte noch seine klaren, scharfen Augen von der Feldschlacht her und die erspähten bald, daß das Geschick des Vaterlandes wieder in den Händen glatter Hofmänner lag. Es traten am 18. September 1814 die politischen Ruchknacker in Osterreichs Hauptstadt zusammen, denn die neue Landkarte von Europa sollte gemacht werden. In der Weltgeschichte heißt diese Tagung der Wiener Kongreß, und der Vaterlandsfreund weiß nicht, ob er lachen oder fluchen soll, wenn er davon spricht. Der Blücher, als man ihn nach Wien lud, winkte mit ehrlicher Grobheit dem Staatskanzler Hardenberg ab: „wider meinen Willen hab' ich Fürst werden müssen, wen ich aber das hehr der hungrigen Fürsten komplettiren soll, so nehme ich in alle öffentliche Blätter von dieser Würde abschied.“ — In Wien fing das Feilschen um Länder und Kronen von vorne an. Seit der große Tyrann gestürzt und nach Elba verbannt war, machten sich die kleinen Tyrannen wieder breit. Wie wurde von den Machthabern gelacht über den deutschen Philister, der den Napoleon vertrieben, und für die Herrscherstühle geblutet hatte, dann aber in frommem Unterthanengefühl zu Hohenbank, Pflug und Ladentisch zurückkehrte!

Über den Wiener Kongreß ist schon so viel Vernichtendes geredet worden, daß der Kalenderschreiber kein Vorlegeschloß vor seine Gedanken zu tun braucht. Schlechter ist großen Opfertaten der Völker nie gelohnt worden als dort. Erleuchtete Geister in Deutschland hatten vom günstigen Ausgang des Ringens mit Napoleon nichts weniger als eine Wiedergeburt der Nation, eine Erneuerung an Haupt und Gliedern erhofft. Der edle Max v. Schenkendorf, der Kaiserherold, sang von der Wiederaufrichtung eines deutschen Reichs. Arndt und Stein forderien erweiterte Bürgerrechte, zeitgemäße Heranbildung des Volksgestes durch Verfassungen. In Wien aber wurden alle diese höheren Gedanken in leichtfertigen Luftbarkeiten und höfischer Genussucht erstickt. Ein Heer französischer Tänzerinnen scheuchte den Regierenden die Sorgen hinweg. Wenn die Verhandlungen der Staatenordner bis zu einem bestimmten Punkte gediehen waren, wußte Talleyrands arglistige Staatskunst alles von neuem zu verwirren, bis dann wie ein gewaltiger Donnerschlag mitten in das Schlaffenleben und Ränkewesen die Nachricht fuhr: Napoleon von Elba entronnen und wieder marschbereit. . .

Doch wir sind unversehens in den Februar 1815 hineingeraten und der heurige Kalender hat dem nächstjährigen nicht vorzugreifen. Dem Jahre 1814 aber — sollen wir mit freudigen Empfindungen von ihm Abschied nehmen — muß noch eine herzhafteste Entschliebung der Friedensmonate zugeschrieben werden. Der wadere Boyen, seit kurzem Kriegsminister in Preußen, führte am 3. September gegen höfische und bürgerliche Bedentlichkeit jenes Gesetzes ein, das jeden Bürger des Staates zu Kriegsdienst und Vaterlandsverteidigung verpflichtete. So erwuchs aus dem Geiste einer großen Zeit ein wahrhaft volkstümliches, alle Stände und Glaubensgenossenschaften umfassendes Heerwesen, das ein halbes Jahrhundert später die deutsche Einigung erstritt.

Wie der Hias und der Sepp sich duelliert haben.

Von Adolf Schuster.

Eigentlich hat keiner genau gewußt, was der Sepp und der Hias miteinander gehabt haben. Gute Freunde sind sie gewesen von der Bubenzeit auf und jetzt so arg verfeindet, daß jeder einen Bogen gemacht hat auf der Straße, wenn er den andern nur hat kommen sehen. Um ein Weibsbild ist es nicht gewesen, auch nicht wegen irgendeinem dummen Streich. Einer hatte mal gemeint, es wär', daß dem Hias sein Großvater vorzeiten einen Prozeß gehabt hat mit dem vom Sepp, und damals hätt's eine Kauferei gegeben zwischen den beiden, daß das ganze Dorf zumammengelassen ist, und der Pfarrer hat müssen Frieden stiften.

Da ist heuer das Veteranenfest gekommen, was sie alle Jahr zum Kaiser seinen Namenstag begehen. Nun hat der Hias das Amt gehabt, die Böllerschüsse abzufeuern, und extra stolz ist er drauf gewesen, wenn's so recht arge Schläge getan hat und von allen Bergen der Widerhall gekommen ist, grad wie wenn's donnert. Hat der Hias heuer wiederum seine Böller geladen, da ist der Sepp gekommen, hat sich daneben gestellt und jedesmal ganz höhnißlich gelacht, wenn der Hias seine Mühe gehabt mit dem Laden, und wenn's gekracht hat, hat er zu den Buben gesagt, die auch dabei gestanden sind: „Habt's ös was g'hört, Buam? I nöt.“

Dann haben sie alle gebrüllt: „Mir aa nöt!“

Das hat der Hias eine Zeitlang ruhig ausgehalten, ist aber immer röter im Gesicht geworden, daß man wohl gemerkt hat, wie er sich gift. Endlich hat er's aber nimmer ertragen, ist vor den Sepp hingefsprungen und hat ihn angeschrien, er sollt' schauen, daß er weiterkäm'.

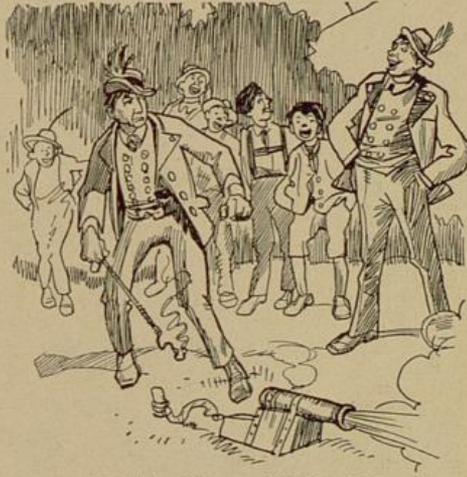
„Wie weit soll i gehen?“ hat der Sepp gefragt und sich vor Lachen gebogen. „Etwan so weit, als wie deine damijchen Böller knallen? Nacha bleib' i liaber glei da stehen.“ Da ist der Hias auf einmal ganz ruhig worden und hat zum Sepp gesagt: „Sepp,“ hat er gesagt, „dös kann so nöt weiter gehen mit uns zwoa. Daner von uns is z'viel in derer Welt.“

„Bin rechtichaffen neugierig, mit was du di umbringen willst,“ hat der Sepp gelacht.

„I will mi nöt umbringen, aber mir zwoa müassen uns duellieren.“

Da hat der Sepp aufgehört zum Lachen:

„Was müassen mir zwoa?“



Da hat der Sepp ganz höhnißlich gelacht.

„Uns duellieren, so machen's die Herrn aa immer, bals was mitnanda ham.“

„Woher woast denn du dös?“

„Vom Jagawirt seim Hans, der, wo in der Stadt stubiert.“

„Vom Jagahans? Ja, dann freili ist's recht, der hat's mir aa g'sagt bereits. Aber wie moanst denn, daß dös anz'fanga wär'?“

„Fürs erste, so als i woast, muast i dir an Sekundanten schicken und du schickst mir aa oan.“

„Hast denn nacha schon oan, du Ruffschneider?“

„n Jagahans nimm i.“

„Na, dös gibt's nöt, den will i ham!“

„Na, i! Na, i!“

So haben sie 's Streiten angefangen, wer den Jägerhans haben sollt', und weil sie sich nicht haben einigen können, sind sie mitammen zum Hans hingegangen, daß er entscheiden sollt'. Dem, wie sie die Geschichte vorgetragen haben, hat's ihm im Gesicht angefangen zu zucken, hat aber geschwind wieder bitter ernst dreingeschaut und gesagt: „Ja, dös siech i ein, daß ös zwoa auf die Mensur müast's. So sagen mir Studenten dazua. Und i will dem Hias sein Sekundant sein, weil sein Namen im Abe zuerst kommt. Und dem Sepp sein Sekundant, dazua laß i an guaten Freund kommen, den ich auf der Universität hab.“

„Ja, dös war recht,“ hat der Hias gesagt, und der Sepp hat nachdenklich drein geschaut, aber auch genickt und gesagt: „Ja, dös war scho recht.“

„Nu sagt's mir aber amal,“ spricht der Jägerhans, „womit wollt's enk denn duellieren? Dös seid's ja noch gar nöt beim Militär gewesen, wie wollt's denn sechten mitnanda?“